

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Zeitbetrachtungen. Aus dem Aufschreibbuch des Nelkenhofes

[urn:nbn:de:bsz:31-338302](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338302)

Zeitbetrachtungen.

Aus dem Aufschreibbuch des Melkenhofes.

Sommer 1914.

Als anno 1914 der Krieg losging, habe ich nicht mitjubeln können mit den anderen, weil es mich ankam, daß auf einmal alles hingemacht werden sollte, was in so langen Jahren durch friedliche Arbeit mühsam und zielbewußt errungen war. —

Meine besten Freunde haben mir gesagt: ich sei ein verstockter Zweifler, als ich die Kriegserklärung für das unseligste Unglück erklärte, das unserer badischen Heimat, unserem großen deutschen Vaterland widerfahren konnte.

Ich muß immer noch daran denken, in welche Unrast ich kam, als der Belagerungszustand erklärt wurde, als die Kraftwagen — im Namen der Militärgewalt — durch das Land sausten, um dem friedlichen Bürger, dem von der eifrigen Arbeit aufgeschreckten Bauer, die Robilmachung zu verkünden und die Wehrpflichtigen an die Sammelplätze zu rufen.

Da ist mit mir noch mancher erschrocken, denn wenn man ein Siebenzigmillionen-Volk so plötzlich zum Kriege ruft, können nicht alle eines Sinnes sein. — Nie wäre in jenen Tagen das unerhörte Menschen, schlachten losgebrochen, wenn das Volk darüber zu entscheiden gehabt hätte. — Aber in einem Militärstaat hat das Volk das Maul zu halten, wenn die Allerhöchsten mit dem Säbel rasseln.

Es ginge nicht mehr anders, als daß wir uns mit unseren Feinden durch Feuer und Schwert auseinandersetzen. Vor unseren Toren lauerten sie, um uns niederzustrecken. Dem müßten wir zuvorkommen. Wir müßten die Gegner in einem kurzen Ringen unschädlich machen. Auf die Knie zwingen müßten wir die ruchlosen Friedensstörer. — So hat man das von der Werbetrommel aufgeschreckte, gemeine Volk belehrt. — Kaum ein halbes Jahr könne der Rummel

dauern, meinten unverantwortliche, politische Großsprecher, die weit weg vom Geschütz blieben.

Wohl ist es richtig, daß unsere Lage in jener Zeit keine erfreuliche war. — Auf dem Balkan spudte ein frech gewordenes Räuber-Volk Gift gegen unseren Bundesgenossen. Der rachedürstige Franzose im



Sie habe die zartesten, farbenreichsten Nagelein im Garten und in Töpfen vor den Stuben- und Kammerfenstern in derartiger Menge gezogen, daß Menschen weiter gekommen seien um die seltene Blumenpracht zu bewundern.

Westen und sein Milliarden-schuldner im Osten standen wirklich auf dem Sprung, und der Engelsmann rief sich die Hände, ob der Freude über die verzwickte Situation.

Aber müßten denn gerade wir den Funken ins Pulverfaß werfen? Müßten denn gerade wir den anderen den Krieg erklären?

Alles Volk glaubte an einen Verteidigungskrieg. Dabei marschierten wir im Fluge durch weites, weites fremdes, unbeteiligtes Land, um dem Feinde, der ja doch schon vor unseren Toren stehen sollte, den

Stelle,
Heeres-
sch, denn
ntochter,
nte doch
erde.
n, denn
erwandt
ob hr
Her-
ten Be-
en war.
raße in
die der
Seite
ft, uns
en für
Weinen
or Auf-
— als
mit dem
über-
Im den
weichen
ph! ich
Dir ein
en und
ob er
das sich
g.
Meher.

Garaus zu machen. Daß uns die Belgier nicht freundlich empfangen würden, war vorauszusehen. Es war keine große Kunst, eine kleine neutrale Macht niederzurennen; so erlebten wir die ersten Siege von Lüttich und Namur. — Ich konnte mich daran nicht freuen. — Stand denn die Welt auf dem Kopfe? — Mir wurde gesagt: ich sei ein überzwercher Mensch, wenn ich so etwas gerechtes nicht verstehen könnte.

In jenen Tagen hat in unserem badischen Land ein mächtiger preussischer General verkündet: Wir bezwingen den Feind und wenn sich die Wellen des Rheins von dem Blute der Gefallenen rot färben. Ich mußte denken: Wie kann man etwas so graufiges in die Welt hinausposaunen. — Man konnte auch hören, daß das selbst den eifrigsten Patrioten etwas zubielt war. Und der Mann dieser schreckhaften Worte hat sich bei dem Einfall der Franzosen ins Oberelsaß als recht unbesonnen erwiesen, so daß er ganz rasch aus dem Bereich der Wellen des Rheines abberufen wurde.

Nach-Sommer 1914.

Der Nellenhof liegt in einem fruchtbaren Schwarzwaldtale. — Den Namen soll er davon haben, daß eine Nellenbäuerin eines früheren Geschlechts — eine große Liebhaberin dieser herrlich duftenden Blume gewesen sein soll. Sie habe die zartesten, farbenreichsten Nägelein im Garten und in Töpfen vor den Stuben- und Kammerfenstern in derartiger Menge gezogen, daß Menschen weither gekommen seien, um die seltene Blumenpracht zu bewundern. —

Heute ist die Nelle nicht mehr das Symbol unseres Hofes. Eine andere Blume ist Trumpf geworden, die ja als die stolze von allen gilt. — Mich nennen sie nämlich den Rosenarr, weil ich jeden Winter die Bildrosen hundertweise aus dem Walde hole und sie an eine sonnige Stelle des Hofes regelrecht einpflanze. Im Sommer, wenn meine Pflänzlinge schön ausgeschlagen haben, setze ich ihnen die Edelangen ein, die dann, wenn sie einen ganzen Winter verschlafen haben, auswachsen zu schönen Kronen, die die wunderlieblichsten Blüten tragen. Ich habe sie alle, die seltensten und schönsten beisammen, und deshalb, weil mir diese stolze aller Blumen Freude macht, nennen sie mich den Rosenarr. — Ich lasse mich um dieser Freude willen gerne einen Narren schelten.

Wenn ich auf den Hofädern hinter dem Pfluge gehe, sehe ich an sonnenhellen Tagen die Rheinwellen glitzern und hinter dem silberigen Wasserstreifen steigt der Straßburger Münsterthurm auf in des Himmels Bläue — ich könnte fast an der Turmuhr die Zeit ablesen. Ja — nach Straßburg der wunder-

schönen Stadt, da komme ich oft hin. — Gut und billig hat man dort immer eingekauft und viel zu sehen war für unsereinen, der nur so selten über die Grenze seines Hofes hinauskommt. Ja — der Bauer darf nicht viel auf der Eisenbahn sein, sonst ist er kein rechter Bauer. —

Ganz anders sind die Menschen, wenn man über den Rhein hinüberkommt, als die auf der badischen Seite. — „Waggis“ nennen wir die Elässer im allgemeinen und „Stedlesburger“ die Straßburger im besonderen. — Ich hab' nie viel übrig gehabt für die hinterhältige Art der Bewohner der neuen deutschen Provinz. — Freilich die Herren Preußen haben auch gar nicht verstanden diesem eigenartigen, urdeutschen Volksstamme den Weg zum Anschluß zu ebnen. — Daß Elsaß ist ein gesegnets, fruchtbares Land. — Wird es deutsch bleiben?

Wir sind mit der Ernte noch nicht ganz fertig und jetzt holen sie uns die Leute weg — in den Krieg. — Das ist ja furchtbar: wie man über die persönliche Freiheit von Millionen von Menschen, die in friedlicher Arbeit an ihrem Plaze stehen, mit einem Federstrich verfügt.

Meine zwei Buben und beide Knechte mußten an einem Tag einrücken. So kann ein ganzes Geschäft stillstehen. Ich bin wie dösig umhergelaufen und den Weiberwölfen sind Tränen über die Waden herabgeronnen. Wir mußten wieder zur Besinnung kommen, denn der Weizenschlag war erst recht angemäht. — Meine drei Töchter sind ja schaffige Maidle, aber die schwere Arbeit mit lauter Weibsleuten zu bewältigen war eine schwierige Aufgabe. Ich hoffte noch auf meinen Jüngsten, der sich dem Studium widmen sollte und der bald in die Ferien kam. Er hat sonst allemal tapfer mitgeholfen. Er ist groß und stark, wie alle Nellenhofer Mannsleute und es hat mir manchmal scheinen wollen, als ob ihm die Bauernarbeit weit mehr Freude machte, als das ewige auf den Hofensitzen, bei dem langweiligen Studium. Aber der Nellenhof konnte es ertragen, daß einer der seinen das sogenannte akademische Studium ergriff und der Rolf war dem nicht zuwider.

Meine Hoffnung wurde schwer getäuscht. Mein kaum recht dem Knabenalter entwachsener Jüngster kam wohl schleunigst zurück von der Schule, aber er erklärte rundweg, daß er sofort bei einem Artillerieregiment als Freiwilliger eintreten werde, er habe sich schon mustern lassen und sei tauglich befunden worden. Die ganze Klasse trete in den Heeresdienst ein; es sei eine Schande, wenn jetzt noch ein junger Mensch, der gesunde Glieder habe, daheim herumlaufe.

Da bin ich gestanden mit meinen Kenntnissen. — Nie hätte ich geglaubt, daß mein noch nicht ganz acht-

gehähriger Dube seine Absicht sich als Freiwilliger zu melden und im Nothfalle fürs Vaterland totschießen zu lassen, mit solchem Nachdruck vertreten würde. Aber so sind die Menschen immer gewesen; millionenweise haben sich die Freiwilligen gemeldet — da steckt ein gut Teil Abenteuerlust darin. Und wo so Ungewöhnliches zu erleben war, da mußte unser Volk auch dabei sein. Alles was ich dagegen einwendete, war in den Wind gesprochen. — Noch vor die Ernte unter Dach war, mußte die Ausrüstung für unseren Freiwilligen, auf dieses Wort legten meine Töchter schon einen besonderen Nachdruck, fertiggestellt werden. Die Mutter hat bittere Tränen geweint, aber der Dube hat ihr so schöne Vaterlands- und Soldatenlieder vorgesungen, daß sie schließlich auch stolz wurde auf ihren mutigen Sprößling, dem es gar nicht schnell genug gehen konnte, bis er an die bösen Franzosen herankam. — Er ist nach Straßburg eingerückt, wo wir ihn noch ein paar Mal besuchen konnten, ehe er ins Feld kam. Es hat mir fast scheinen wollen, daß er — als er das Soldatenleben einmal recht geschmeckt hatte — gerne wieder mit uns heimgegangen wäre. Meine älteren Söhne hatten beide bei den Dragonern gedient. Sie ritten mit den ersten ins Franzosenland hinein.

Wir auf dem Kellenhof haben uns fest ins Geschirz gelegt — wir haben den Karren weitergeschleppt. — Das Wetter hat geholfen — alles kam unter Dach. Nur mit dem Obst hat es nicht recht klappen wollen. Unsere vielen Bäume hingen zum Brechen voll, aber niemand hat Apfel oder Birnen kaufen wollen. In anderen Jahren sind einem die Händler das Haus abgelaufen, jetzt mußte man die herrlichen Früchte unter den Bäumen zusammenfallen lassen.

Herbst 1914.

Im Dorf unten ist der erste Gefallene gemeldet worden. Alles war erstaunt. Man hatte noch gar nicht daran gedacht, daß in diesem Kriege Leute aus unserem Dorfe fallen könnten. — Anno 1870 ist noch nicht einmal einer verwundet worden. — Jetzt hat's anderst ausgehen. Die Menschen, die noch kurz vorher des Jubels voll waren, haben doch große Augen gemacht. — Sie haben aber gleich wieder eine Auskunft bei der Hand gehabt. Als Held sei der Jakob Gerstner gestorben. — Solche Helden brauche das Vaterland, das diesen ewig dankbar sein werde.

Bei einem Erkundungsgang hat eine feindliche Kugel den armen Teufel niedergestreckt. — Seine Mutter — die Franziska — eine arme schuldenbeladene Witwe — verlor die einzige Stütze. — Ich

wollte einer unserer Oberpatrioten, der niemand im Felde hat, einreden, daß sie stolz sein könne, einen solchen Helden, der als erster im Dorf dem Vaterland alles gab, gehören zu haben. Sie soll erwidert haben: „Wenn er mich nur auch mitgenommen hätte.“ In der Zwieselgasse bin ich heute der „Fränz“ begegnet. — Ich habe ihr stumm die schwierige Hand gedrückt. Heiße Tränen rieselten ihr über die eingefallenen Wangen. Beistehen will ich der armen Frau, wo ich kann. — Die Krämerfrau, bei der ich auf dem gleichen Gang ankehrte, hat gemeint: „Gät's jetzt nicht der Holzer-Therese ihren Alois — den Schlingel, den Lump, den Tunichtgut treffen können, statt den braven Jakob Gerstner. Seler Alois — seler wär so das richtige Kanonenfutter.“

Wie roh doch die Krämerin ist, mußte ich denken. Ich hatte nie etwas Unrechtes über den Sohn der Holzer-Therese gehört. Er war nur dafür bekannt, daß er gerne Schulden machte, die seine recht vermögende, aber abscheulich geizige Mutter nicht zahlen wollte und wahrscheinlich hatte er bei der Krämerin auch noch etwas auf dem Kerbholz — daher wohl diese frommen Wünsche.

Von den gedienten Soldaten haben sie jetzt auch die alten Landwehrmänner eingerufen. Da sind viele darunter mit von harter Arbeit steifgewordenen Gliedern, auch solche, die durch schwere Sorgen des Alltags früh ergraut sind. Es trifft sich sogar schon, daß Familienväter, deren Söhne mit den Allerersten fortmußten, jetzt selber auch einrücken müssen. Wo soll das hinführen? — Das Dorf wird immer leerer.

Diese alten Leute kämen nicht in die Schlacht, die brauche man in den Kasernen und als Nachhut. Das wäre ein Spaß für sie, wußten die Vaterlandsmänner zu berichten, und es sei doch schön, daß man den alten, gedienten Soldaten auch Gelegenheit gebe, sich in sicherer Dedung daran zu beteiligen, wenn sich unsere siegreichen Heere den ganzen Kontinent untertänig machten.

Die meisten hätten gerne auf die Ehre verzichtet, als man sie hinwegholte von der Werkbank, von der Familie, vom Pflug, von Haus und Hof, als man sie in preußische Regimenter steckte zu Menschen, die in Rede und Sitten zu unseren badischen Männern paßten, wie eine Faust auf ein Auge. — — Uns Badenern wollte man besonders zeigen, daß man uns ganz im Saß habe, darum verzettelte man unsere jungen und alten Soldaten in der großen preußischen Armee herum. Man hat genug hören können, wie erbittert unsere Krieger über diese Gewalttat waren, und wie viel ungerechtfertigten Tadel unsere von Na-

tur schwerfälligen badischen Soldaten von den allezeit mundfertigen preussischen Brüdern erdulden mußten.

Winter 1915.

Jetzt ist der Nellenhof bald eingeschneit. Ich freue mich jedesmal auf den Winter. Wenn die Luft vor Kälte erstarrt und der Schnee knarrt unter den Füßen, dann ist mir wohl, viel wohler, als im Hochsommer, wenn die Glühhitze vom Himmel herunterdringt. — Ich liebe die Kälte. — Ich freue mich auch abends auf das kalte Bett in der kalten Schlafstube. Wenn sich da unter der halbmeterdicken Federbede der Körper langsam erwärmt, das ist ein wohlige Gefühl, das ich nicht um alle Bettflaschen der Welt hergeben möchte.

Ja — ich liebe die Kälte. — Ich gehe jetzt mit meinen Holzfällern beim Morgengrauen in den Wald und komme erst zurück, wenn uns die Nacht abtreibt. Speck und Brot und Chrieswasser sind das Mittagmahl, das stehend eingenommen wird. — Ich lobe Gott, daß der Nellenhof einen so ergiebigen, ausgedehnten Wald hat. Da kann ich meiner liebsten Winterarbeit fröhnen nach Herzenslust.

Der Waldbesitz hat die Nellenhofbauern von jeher auf dem Damm gehalten. — Aus dem Waldertrag wird nämlich — nach alter Übung — der Grundstoß für die Erbteile, die der zukünftige Nellenhofbesitzer an seine Geschwister zu zahlen hat, gesammelt. Diese Einkünfte werden an den Zins gelegt und wenn die Familien nicht allzu kinderreich sind, trifft's da schon schöne Brocken bei der Teilung, und der neue Bauer braucht sich nicht allzu viele Schulden aufzuladen. — Dieser Brauch ist bis jetzt noch jedem Nellenhofbesitzer zum Segen ausgeschlagen. — Er ist zu einer Art Hausgesetz geworden, das unabänderlich feststeht.

Meine zwei Kavalleristen schreiben auf einmal aus Rußland. Sie sind zur Ostarmee versetzt worden und haben an der großen Winterschlacht an den masurenischen Seen teilgenommen. — Sie jammern über die große Kälte. Ja, für die armen Soldaten ist der Winter eine harte Zeit. In der Masurenschlacht muß es böß zugegangen sein und es wird jetzt bei uns in allen Tonarten bejubelt, daß da Aber- und Abertausende wegunkundige Menschen in einem Sumpfgelände zusammengetrieben wurden, in dem sie eiend erlaufen und ersticken mußten. Zu diesem Feste läutet man die Kirchenglocken und im nahen Städtchen haben sie den ganzen Tag mit Kassenköpfen geschossen. — Ist denn die Menschheit in der kurzen

Zeit so roh geworden, oder ist sie es vorher schon gewesen? Jetzt kommt so recht die Bestie zum Vorschein. Solcher Jubel kann mich zum Fluchen reizen. „Himmelsakrament, muß denn alles hin sein!“ Das ist der alte Spruch, den mir dieser unselige Krieg immer wieder auf die Lippen zwingt.

Von unserem lieben Bundesgenossen, wegen dessen Ultimatum an den Raubstaat Serbien der Tanz eigentlich lösging, hört man schöne Sachen. Der soll im Krieg gerade so gemütlich sein, wie im bürgerlichen Leben. Er soll es gerne sehen, wenn wir für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen. — Und erst der Italiener mit dem wir auch immer Bündnisliedchen gespielt haben, soll uns demnächst den Krieg erklären wollen. Das würde diesem hinterlistigen Heuchler ganz ähnlich sehen, der hat schon lange mit unseren grimmigsten Feinden geliebäugelt. Ja — der Feinde werden es immer mehr. — Wie soll das enden? — Freilich — unsere tapferen Heere drängen unaufhaltsam vorwärts. Herrliche Siege werden erfochten — nichts als Siege. Es will einem manchmal fast bange werden, ob dem unverbrüchlichen Kriegsglück der deutschen Waffen. —

Im friedlichen Wettbewerb ruhte auf deutscher Arbeit auch der schwer umstrittene Erfolg. Warum sind wir von dieser Bahn abgedrängt worden? Auf denen, die so mit der Volkswohlfahrt spielen, muß einmal der Fluch lasten. — Sieger und Besiegte werden ihnen fluchen, denn wenn das Morden so weiter geht, werden die Besten ihr Leben auf dem Schlachtfelde aushauchen und unter den zum Berge wachsenden Kriegslasten werden die Völker verarmen.

Doch ich kam wieder einmal ins Spintisieren hinein und ich habe doch noch aufschreiben wollen, daß vorgestern unser Freiwilliger auch ins Feld abgerückt ist. Sie haben ihn lange in der Garnison behalten und ich fürchte fast, seine Mutter, mein sanftmütiges Weib, ist da nicht ganz unbeteiligt. — Ich habe sie in dem wohlbegründeten Verdacht, daß sie dem Straßburger Wachtmeister, bei dessen Batterie unser Kolf diente, dann und wann mit Eier und Butter und Speck unter die Arme gegriffen hat. Wenn das unser wagemutiger junger Krieger geahnt hätte. Der hat gar nicht begreifen können, daß mehrmals alle um ihn her fortliefen, und gerade er unter irgend einem Vorwande bleiben mußte. — Ja, die Weibsleute, die sind uns allen über. Meine Frau — die Bebe — hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß der Herr Wachtmeister unserem Kolf auch im Felde noch nützen könne. Das sei ein feiner Mann, der habe die besten Verbindungen. — Und darum hat sie, als wir nach Straßburg reisten, um uns von unserem Jüngsten

zu be-
besten
gewun-
„Gibi-
dann
grund
Der
Wacht-
es de-
zum
Leuten
denfer
zusam-
unser
Gener-
Der
armer
hab
aber
Schlu-
pakt-
ich de-

Her-
Edho-
das
besser
ich
tausd-
nicht,
Wald
recht
daß
trat-
freun-
schaff-
wir
gleich-
ziger
angie-
nicht
Da
Ihr
ein p-
seine
eine
ihm
schon
Gewo-
sorgt,

zu verabschieden, einen ganzen Kolben von unserem besten Christwaffer mitgenommen. — Ich habe mich gewundert über die Bebe. Sie ist sonst nicht von „Sibingen“. Aber wenn es um ihren Jüngsten geht, dann müssen auch die langgeübten Sparsamkeitsgrundsätze zurüdtreten.

Das Christwaffer hat gut angeschlagen. Der Herr Wachtmeister hat uns auf seine Ehre versichert, daß es der Kolb im Felde sofort zum Gefreiten, bald zum Unteroffizier und dann in kurzer Zeit zum Leutnant bringen werde. — Ich mußte für mich denken: wem die Bebe und der zusammen zu machen hätten, so könnte unser Kolb in diesem Krieg noch in den Generalstrang steigen.

Der Abschied von den Eltern ist dem armen Buben recht schwer gefallen. Ich hab den Starke spielen wollen, als aber bei der Bebe das heizbrechende Schluchzen kam, da hat's mich auch gepackt. So geht es mir jedesmal, wenn ich den Raubgebeizten marfieren will.

Frühjahr 1915.

Heute war der Nachbar Kunz vom Echhof da. Der Echhof liegt näher gegen das Dorf zu. Er hat schönere und bessere Felder, als der Kellenhof, aber ich würde doch nicht mit dem Nachbar tauschen. So schön ist dem sein Wald nicht, wie der meinige, und auf den Wald geb ich halt viel. — Ich hab nicht recht gewußt, wo ich das hintun sollte, daß der Kunz auf einmal bei mir eintrat. Freilich früher waren wir Gutfreund, dann kam so eine dumme Lieb-schaft dazwischen und seit der Zeit sind wir uns immer ausgewichen, das war auf beiden Seiten gleich. — Nur unsere Rosa und dem Kunz sein Einziger — der Hans —, die die Lieb-schaft etwas näher anging, haben — glaub ich — bei dem Ausweichen nicht immer mitgemacht.

Das ist nämlich so: die Kunzin hat gemeint, weil ihr Hans als Einjähriger gedient hat, und weil er ein paar Jahre auf der landwirtschaftlichen Hochschule seines Vaters Geld verpukte, müsse er mindestens eine Prinzessin heiraten. — Sie hat gesagt, sie wolle ihm die dumme Lieb-schaft, die er mit unserer Rosel schon als ganz junger Mensch angefangen hatte, mit Gewalt austreiben. Schwab-basen haben dafür gesorgt, daß alle die giftigen Reden, die die Frau

Nachbarin über unser braves Kind führte, brühwarm auf den Kellenhof kamen.

Meine Frau und meine Töchter waren entsetzt über diese Roheit. Nur die Rosel selbst, die es doch am meisten anging, blieb auffallend ruhig. Ich habe zu beschwichtigen versucht, denn ich bin keine Kampfnatur, und es war mir auch leid um das einträchtige Ver-hältnis, in dem ich zu meinem nächsten Nachbar stand. — Dann kam der Krieg und hinter diesem schweren Ereignis mußte ja alles andere zurüdtreten. Der Sohn vom Echhofbauer kam, in unser Haus, um



Und darum hat sie, als wir nach Straßburg reisten, um uns von unserem Jüngsten zu verabschieden, einen ganzen Kolben von unserem besten Christwaffer mitgenommen.

sich zu verabschieden, wie sichs gehörte. Das soll seine hartherzige Mutter so aufgebracht haben, daß sie mit ihm in der schwersten Stunde in Unfrieden auseinanderkam.

Als es draußen im Felde ans Tot-schießen ging, als man von da und dort hörte, daß der und jener gefallen sei, da packte unsere edle Nachbarin die Angst — das böse Gewissen schlug sie. — In dieser verzweifelten Lage schickte sie den immer gefügigen Kunz zu uns, zum Gutwettermachen.

Der gute Philipp, der in seinem Hause noch nicht einmal recht über einen Floh zu befehlen hat, brachte unbeholfen und mit stodender Stimme heraus, daß seine Marianne totkrank daheim liege, daß sie er-

schrecklich jammere und daß sie gewiß sterben müsse. — Und ihr einziger Wunsch sei der: sich mit unserer Kosel noch auszuföhnen. — Ich mußte für mich denken: es gibt doch Malefizweiberbölder auf der Welt und der Philipp hat mich recht erbarmt, daß er glaubte, auf eine so schreckliche Art um sein: Marianne kommen zu müssen.

Unsere Kosel — der gute Trolle — hat sich gleich zu einem Besuch bei der zukünftigen Schwiegermutter gerichtet. Ja — die Kosel stellt etwas vor. Sie ist groß, jauch und anrecht, und wenn sie aus ihrem blühenden Angesicht die schwarzen Augen blitzen läßt, dann sitzt ihr immer der Schelm im Paden. — So ist sie neben dem gedudten Kunkin-Philipp hergeschritten zu dem Gang, der sie gar nicht schwer antan. Um des Haus willen wäre sie durchs Feuer gegangen. — Und das muß man sagen: der Nachbarssohn hats ehrlich mit ihr gemeint. Die Lieblichkeit stammt ja fast aus den Kinderjahren, und hat nie ein Loch bekommen, trotzdem der Haus jahrelang in der Welt draußen war.

Die Kosel ist zum Abend nicht heimgekommen. Eine Magd vom Echhof hat Kleider und Nachtsachen geholt. Sie müsse bei der Meisterin bleiben, die liege in schweren Herzkrämpfen. Der Doktor vermache ihr gar nichts Gutes. Es sei auch schon an den Sohn ins Feld telegraphiert worden. Das und noch viel mehr hat das geschwähige Weibsbild zu erzählen gewußt.

Das könnte mir gerade noch passen, wenn jetzt — mitten in der Frühjahrsarbeit — eine meiner wertvollsten Kräfte zur Krankenpflege anrückt. — Und so kam es. — Die Kosel ist auf dem Echhof geblieben und wir haben sehen können, wie wir zurecht kommen konnten.

Mit den Herzkrämpfen hatte es seine Nichtigkeit: Der Herr Leutnant Hans Kuntz ist wirklich wegen schwerer Erkrankung seiner Mutter auf ein paar Tage von der Westfront zurückgekehrt. Das hat der Frau Nachbarin mehr geholfen, als alles, was ihr der alte Doktor verschrieben hat.

Unsere Kosel ist jetzt glückliche Braut. — Sie wollen sich bei dem nächsten Urlaub des Bräutigams freizustrauen lassen. — Besonders die Kunkin drängte darauf. — Die war auf einmal wie ein umgekehrter Handschuh. Sie will mit ihrem Herzleiden nicht mehr allein sein. Sie hat doch eine so gottsjämmerliche Angst vor dem Tode.

Der Hans gefällt mir als Offizier recht gut. Er ist halt ein bescheidener anständiger Mensch in allen Lebenslagen. Er hat mir viel erzählt von draußen an der Front. Da war auch vieles darunter, das nicht in der Zeitung gestanden hatte, die ja täglich

nur Sieg zu vermelden weiß. — Daß die Behandlung der Mannschaften durch die Offiziere viel zu wünschen übrig ließe, habe ich da zum ersten Male aus dem Mund eines Leutnants gehört. Die Briefe meiner Söhne aus dem Osten wissen darüber so manches zu berichten. Freilich — ohne strenge Disziplin gehts halt beim Militär nicht ab. — Der Soldat muß sich unterordnen können und wenn er gerecht behandelt wird, wird er nicht murren. Aber beim deutschen Militarismus geht eben oft Gewalt vor Recht und das macht gerne böses Blut. Bei allem muß der, der befehlen soll, ein sauberes Brusttuch haben, aber gerade damit soll es vielfach recht mindig bestellt sein.

An dem Tage, an dem der Leutnant Kuntz wieder an die Front abreisen mußte, hat Italien den Krieg erklärt. Also unser eigener Bundesgenosse, dem wir seit mehr als dreißig Jahren so viel zu lieb getan, geht jetzt gegen uns. — Ein Treubruch ohnegleichen, wie ihn die Geschichte aller Zeiten nicht kennt.

Winter 1915/16.

Es ist eine geraume Zeit her, seit meinem letzten Eintrag in das Aufschreibebuch des Kellenhofes. — Eine schwere, schwere Arbeitszeit liegt hinter uns. Jetzt kann man endlich ein wenig auschnaufen. — Es war kein schlechtes Jahr — alles hats gegeben. Wir werdens nötig brauchen. — In den Städten fängt der Lebensmittelmangel schon an und der Krieg will scheint's noch kein Ende nehmen. — Ich komme jetzt häufig ins Dorf. Ich muß auf dem Rathaus ein wenig mithelfen, denn sie haben nicht nur den Ratsschreiber, sondern auch den Bürgermeister zu den Soldaten geholt und jetzt, wo immer mehr Verordnungen kommen über die die Gemeindevorgesetzten Auskunft geben sollen, ist es ein arger Mangel, wenn auf einmal die Hauptpersonen weg sind. Als ältestem Gemeinderat haben sie mir die Bürgermeistervertretung aufgehängt. — Jetzt — im Winter — geht das ja. Ich hab mich auch rasch zurecht gefunden und ich weiß ja, daß ein jeder die Pflicht hat — in dieser schweren Lage — etwas für die Allgemeinheit zu tun. — Aber wie wird es im Frühjahr kommen, wenn daheim auf dem Hof die Arbeit wieder losgeht. Dann kann ich doch nicht — in den Sonntagschofen — den Bürgermeister spielen. Wenn ich darüber lamentiere, sagt mir die Beve jedesmal: Der furchtbare Krieg tann doch nicht ewig dauern. Aber damit ist so viel wie nichts gesagt. — Im Dorf höre ich jetzt jeden Tag urteilslose Leute heiß und fei

sagen: sie sollen jetzt aufhören, es ist genug. — Wenn sie mit dem „Ne“ meinen, das schwebt ihnen offenbar nur ganz dunkel vor.

Ja — aufhören! — Der Karren ist so verfahren, daß man das Ende nicht absehen kann. — Wir werden uns zu Tod siegen — das will mir aus allem sehr wahrscheinlich scheinen. — Nach Rußland kommen wir ja immer tiefer hinein. Was nützt uns das? — Soll denn Rußland badißch werden? — Aus unserem Dorf sind bis jetzt acht Mann, darunter zwei Familienväter, gefallen. Donn sind auch noch vier Mann als gefangen und zwei als vermißt gemeldet. — Wenn das so weiter geht, so kommen von denen, die ausgezogen sind, nicht einmal mehr die Hälfte heim. — Das ist ein Jammer. — Weiber, die nach ihren Männern und Mütter, die nach ihren Söhnen fragen, kommen täglich aufs Rathhaus. Es gibt ja noch sensationslustige, gewissenlose Leute genug, die falsche Gerüchte verbreiten über Tod und Gefangennahme ganzer Abteilungen und man braucht sich nicht zu wundern, daß so die Aufregung unter den Frauenpersonen gewaltig wächst.

Und die Männer, die kommen mit Klagen über die vielen Verordnungen, die den Bauer in der freien Bewegung hemmen. — Die Einrichtigen sind ja leicht zu befehlen, aber es gibt eben — leider Gottes — auch andere, die meinen, es habe ihnen auf der Herrgottswelt niemand etwas zu befehlen, was sie mit ihrem Getreide, mit ihrem Vieh, mit ihrer Milch und anderen Dingen anzufangen hätten. — Wenn man denen noch so eindringlich predigt, daß der Bauer die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit habe, sich den Anordnungen der Behörden unbedingt zu fügen, und daß er vor allem mitwirken müsse, daß die Verpflegung von Heer und Volk durchgeführt werden könne, dann ziehen sie brummend ab. Sie wollen nicht einsehen, daß die Not der Zeit die rücksichtslose Durchführung der behördlichen Maßregeln erfordert. — Da — die Volksernährung macht jetzt schon Schwierigkeiten. Von außen kommt fast nichts mehr herein. — Wäge uns der Himmel vor einem Leibeserbenheiten. — Wenn nur die Kartoffeln geraten, denn die spielen doch die Hauptrolle.

Sommer 1916.

Ein nasser, kühler Sommer ist nicht nach des Bauern Willen. Sonnenheiße Tage, die den Schnee rinnen lassen aus allen Toren nimmt er gerne mit in Kauf, dann weiß er, daß Segen seiner Mühe Preis ist. Der 1916er Sommer gehört zu den ganz kühlen und recht nassen. Man hat das Heu von den Wiesen nur so pflücken müssen. Bei der Getreideernte ist es etwas

besser gegangen, aber für die Kartoffeln darf man erste Befürchtungen haben.

Jetzt haben wir auch im Osten einen weiteren Feind bekommen. Rumänien hat Österreich den Krieg erklärt und Deutschland hat mit der Kriegserklärung an Rumänien die Antwort darauf gegeben. Ein Hohenzoller sitzt auf Rumäniens Königsthron, aber seit der alte König tot ist, haben Weiberränke den schwachen Nachkommen zugunsten unserer Feinde umgestimmt. Die englandfreundliche Königin führt das große Wort, und ihre Günstlinge haben das Hauptgewicht in der Regierung.

Insammen von gutem deutschem Geld sind diesen Lumpen für die krieglichen Nahrungsmittellieferungen in den unerfättlichen Machen geworfen worden. Große und kleine Zirkububen mußten bestochen werden, sonst kam kein Gütertransport in Bewegung. — Vereidert haben sich die Hunde an uns und zum Dank fallen sie jetzt auch über uns her. — Sie haben die wohlverdienten Schläge in kürzester Zeit bekommen. Unser bulgarischer Bundesgenosse hat tapfer mitgewirkt. Der Koburger Kaiser-Arztstand hält doch noch länger zu uns, als der Hohenzollernweiler. Der Feinde werden es immer weniger und der Feinde immer mehr. Die ganze Welt steht bald auf der Seite unserer erbitterten Gegner, die allen Friedensregungen von unserer Seite mit Hohnlachen begegnen.

So weit hat es Großdeutschland unter der „schneidigen“ preussischen Führung gebracht, daß ihm alle Völker auf dem weiten Erdenrund das Vertrauen versagen.

Wo soll denn das hinführen? Wir können doch nicht die ganze Welt erobern. — Darnach sieht es auch gar nicht aus. Im Westen erschellen unsere geschickten Angriffe an der Zähigkeit der Millionenbeere der Engländer und Franzosen. — In unseren Kriegsberichten kann man immer wieder lesen, daß ganze Berge von Leichen vor unseren Schlachtlinien liegen. — Da müßten doch bald alle unsere Feinde auf dem Haufen liegen. Von unseren eigenen Verlusten wissen unsere Siegesnachrichten meistens nichts zu sagen. Aber in den stillen Walddörfern läuten wir — mit den wenigen übrig gebliebenen Glöcklein — sie von den Regimentern zahlreich gemeldeten Toten ein. Geholt werden jetzt schon die ganz jungen Leute, die fast noch Buben sind, und aus den älteren Jahrgängen alle die, die bis jetzt noch übergegangen wurden. — Da wird bald kein einziger Mann mehr verfügbar sein.

Unser Jüngster, der mit stolzen Hoffnungen ausgerückt ist, hat schon merklich andere Ansichten bekommen. Die Ritter ist natürlich unglücklich, daß der Hock immer noch nicht Offizier geworden ist. Schon

von wegen der Kunzin, die einen fast unerträglichen Hochmut mit ihrem Hans hat, wäre ihr das eine große Genugtuung gewesen, und der Strahburger Wachtmeister, dem sie so Vieles geopfert, hat es ihr doch ganz bestimmt versprochen gehabt. — Zum Unteroffizier hats der Bub gebracht und neulich schreibt er, daß ihm sein Batterieführer gesagt habe: „Ah — Ah — hören Sie mal! Wir können Sie nicht weiter befördern, weil Sie zu kameradschaftlich mit den Mannschaften verkehren!“

Also, weil unser Kolf anständig mit seinen Kameraden umgeht, ist er zum Offizier ungeeignet. — Ich freue mich, daß ich einen solchen Sohn habe, der sich dieses Fehlers halber nicht zum Befördertwerden eignet. Aber traurig muß es um eine Armee bestellt sein, in der Leute mit solchen Grundsätzen die Gewalt ausüben.

Meine gegen Rußland gezogenen Kavalleristen, der Jakob und der Severin, haben den Krieg auch schon reichlich satt. Beide schreiben fleißig. — Das ist eine besondere Eigenschaft der Melkenhöfer, die sich in dieser Kunst immer gerne geübt haben. — Der Jakob will immer viel von daheim hören. — Er will bald wissen: was jeder Acker trägt. Nach jedem Stücklein Vieh im Stall fragt er und noch am meisten am Herzen liegen ihm seine Immen, die er doch ganz allein gepflegt hat und bei denen jetzt der Herr Oberlehrer aus dem Dorf — allen Respekt davor — nach dem Rechten sieht. Der Severin ist weniger neugierig. Er schreibt aber viel von dem, was er am Wege sieht und daran haben wir immer eine große Freude. — Die Mutter gibt Antwort auf die Feldzugsbriefe. Sie kanns so gut. Sie schreibt gerade wie sie redet, so schlicht und doch so eindringlich. Ich habe sie schon vielmals um ihre Art beneidet. — Oft schreibt die Bebe den ganzen Sonntag durch. Die Mädchen lassen sie dann im Hinterstübchen sitzen, niemand darf sie stören.

Seit der Heuernte haben wir drei Russen auf dem Gut. Das sind kräftige junge Männer, die schaffen können, wenn sie wollen. Einer davon ist wirklich tüchtig, der zweite geht auch noch so an, aber der dritte ist keine Bohne wert. Den werde ich mir wieder vom Halbe schaffen, denn er verdirbt mir mehr, als er gut macht. Essen können die Kerle, so hab ich in meinem Leben noch nichts gesehen. Wenn die Kartoffeln nicht ganz gut geraten, ist mir da bang auf den Winter. Vielleicht wirds auch besser, wenn sie einmal ordentlich aufgefüttert sind. — Aus der Ukraine stammen die Männer, sie sind schon im ersten Kriegsjahr in Gefangenschaft geraten. Sie reden — bei der Arbeit — sehr viel und laut miteinander. Ich weiß gar nicht, was die zu proleten haben. So

laut ist es auf dem Melkenhof noch nie zugegangen. Wir waren gewohnt, ohne Rede und Gegenrede weiterzuschaffen.

Winter 1916/17.

Ich habe gemeint, im Winter werde ich mehr an mein Schreibbuch sitzen können. — Ja — oha! — Ich hab jetzt fast weniger Zeit, als im Sommer. Von morgens bis nachts hock ich auf dem Rathaus. Es sind jetzt auch so viel Verordnungen herausgekommen, daß bald der Teufel nicht mehr darauskommen kann.

Beim Bauer werden jetzt Keller und Speicher und Heuboden, Vieh- und Schweinestall von scharfsinnigen Kommissionen kontrolliert. Ja — den Hühnern zählt man von der Obrigkeit die Eier, auch wenn sie nicht gelegt sind.

Es ist selbstverständlich, daß die Menschen maßlos werden, wenn sie mehr hergeben sollen, als sie selber haben — daneben laufen die Hamsterer aus der Stadt von Haus zu Haus, von Hof zu Hof. — Sie jammern den Bäuerinnen die Köpfe voll und bieten so verlockende Preise, daß viele nicht widerstehen können. — Sie geben um des lieben Geldes willen oft ihr Letztes und leiden aus reiner Habsucht selber Mangel.

Und was ist das für Geld, das jetzt im Umlauf ist? — Schmutzige Papierseken sind an die Stelle unserer schönen Gold- und Silberstücke getreten. — Das Gold gehört dem Vaterland! — ist der allgemeine Ruf. — Werden wir die lieblichen Goldbögel einmal wiedersehen? — Es sieht fast so aus, als ob die Herrschaft der Papierseken lange, lange dauern möchte. — Ja — die Welt steht eben auf dem Kopf.

Wenn der Nahrungsmittelmangel nur nicht noch ärger wird. — Die Kartoffeln haben halt gar nicht gut ausgegeben. — Bodenkohltraben sollen jetzt die Lücke ausfüllen — Steckrübe sagt der Preuße. — Ja — der Bodenkohltrabe werden jetzt Loblieder gesungen. Kochanweisungen stehen in allen Zeitungen — ich glaube, daß man bald noch Kottelet und Wiener schnitzel daraus machen kann. — Ich bin nie ein Kohltrabenfreund gewesen. So ein- oder zweimal in einem Winter hat sie die Bebe auch auf den Tisch bringen dürfen, und weil dann gewöhnlich ein schönes Stück Speck dabei war, habe ich mich an den Speck gehalten.

Der Milchjammer wird auch immer größer. — Freilich — wenn man sich vergegenwärtigt, welche riesige Mengen von frischer Milch in normaler Zeit die nächste Umgebung der größeren Städte lieferte, so kann man sich allerdings darüber wundern, daß jetzt die Städte überhaupt nicht mehr mit diesem wichtig-

sten aller Nahrungsmittel versehen werden können. Man könnte fast meinen, der Krieg habe die Kühe trotzig gestimmt.

Unsere Gemeinde, die zur Friedenszeit nie frische Milch in die Stadt geliefert hat, soll jetzt täglich vierhundert Liter aufbringen. Das ist ein schweres Stück in dieser futterarmen Zeit und die Milchnot hat uns auf dem Rathaus schon recht schwere Stunden bereitet. — Jetzt wird einem einfach vorgerechnet, wieviel Liter Milch eine Kuh im Tag geben muß, und wenns weniger ist, wird man als elender Betrüger angesehen und als erste Strafe folgt der Entzug des Zuders. — Wo sollen denn da die süßen Blide noch herkommen. — Ich habe mit der städtischen Milchkommission namens unserer Gemeinde scharfe Auseinandersetzungen gehabt. — Ich habe die Herren auch gefragt, was jene Milch kostet, die von den im Stadtfutter stehenden Kühen erzeugt wird, darauf hat man mir keine Antwort gegeben. — Ich komme sonst nicht leicht aus der Fassung; aber: da schlag doch ein lahmer Esel hinein, wenn man das Unmögliche von einem verlangt.



„An einem kalten Dezembertag hat die Kriegstrauung von unserer Kosel stattgefunden.“

An einem kalten Dezembertag hat die Kriegstrauung von unserer Kosel stattgefunden. Der Hans hat als Bräutigam nur acht Tage Urlaub bekommen. Seine Mutter ist wieder in der Höhe. Sie kann nicht genug sagen, daß sie es nur der Pflege der Kosel zu danken habe, daß sie noch am Leben sei. Wenn diese gute Meinung nur auch anhält. — An ihrem Leutnant kann sich die Kunzin gar nicht satt sehen. Das ist ja begreiflich, er ist halt ihr einziges Kind. — Der Hans steht immer noch in vorderster Linie. — Er hat hart mitgemacht. Gott möge ihn auch ferner behüten. — Er erzählt fast nichts. — An der Kosel hat er eine rührende Freude. Alle seine Blide gelten nur ihr und ganz verklärt ist die junge Frau. — So etwas

habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. — Das kann nur der Krieg mit sich bringen.

Die Bebe hat ein feines Hochzeitsmahl angerichtet, aber es hat keine rechte Fröhlichkeit aufkommen wollen. — Die schreckliche Zeit lastet halt auf einem jeden.

Am Abend ist der Gesangverein aus dem Dorf gekommen und hat dem Brautpaar ein Ständchen gebracht. — Ja — der Gesangverein —, daß Gott er-

barm! — Lauter alte Kerle mit schetterigen Brummhässen. Nur allein der Michel, der hat mit seinen bald siebenzig Jahren noch einen Tenor geschwungen, wie ein Achtzehnjähriger. — Nur der Michel hat den ganzen Sang gehalten. — Er hat angestimmt und dirigiert wie ein Meister und durch die große Stube des Nesselhofes sind die alten Lieder hingebraust, aus ungesügigen rostigen Kehlen. Erst nach Mitternacht sind die Lezten gewichen. — Es war ein rauhes Vergnügen, aber schön wars doch; zumal man dabei die Not der Zeit etwas vergessen konnte.

Heute schreiben wir den 18. Februar 1917, das ist der Tag, an dem der unbeschränkte Unterseebootkrieg

berlündet wurde. Die Zeitungen melden es in fettem Druck. — Das sei das unbedingte Mittel zum Sieg. Unsere Uboote sollen den Feinden die Nahrungsmittelzufuhr abschneiden, daß diese auch schwer hungern müssen, und das würde sie schon müde machen. Wirds denn auch wahr sein? — Wird uns dieser unselige Vernichtungskrieg nicht noch mehr Feinde schaffen?

Ich meine halt: das sind alles wieder große Sprüche, die man uns vormacht. — Ich fürchte, daß die Amerikaner die Faust nicht im Sack machen. — Die sollen uns nur kommen; die sind ja militärisch ganz unten durch; die werden bald erledigt sein, proleten unsere Ubootkriegsheber in allen Tonarten. — Wenn da der Schuß nur nicht hinten herausgeht. — Der Präsident Wilson scheint ein zielbewußter Mann zu sein. Den hätten wir uns nicht auch noch zum offenen Feinde machen sollen.

Die amerikanische Kriegserklärung hat nicht lange auf sich warten lassen. — Die zwanzig Millionen Deutschen, die in den Vereinigten Staaten ihre Heimat gefunden, haben keinerlei Einfluß auf den Lauf der Dinge gehabt. — Der Deutschenhaß wird jetzt in der „Union“ mit Ubereifer gepflegt. — Es wird jetzt soweit kommen, daß deutsche Stammesbrüder gegen ihr Mutterland kämpfen müssen. — Unsere Siegesjubler behaupten ja freilich: bis die Amerikaner auf dem Plane erscheinen könnten, würden die Franzosen und Engländer klein gemacht sein und kraft unserer Uboote könnten die Dollarmänner auf dem Meeresgrund mit den Fischen Krieg führen.

Sommer 1917.

Unsere drei Soldaten sind in Urlaub daheim gewesen in kurzer Aufeinanderfolge, aber keiner hat den anderen zu sehen bekommen. — Das ist doch recht ärgerlich.

Zuerst kam der Jüngste — aus dem Westen. — Der hats jetzt glücklich zum „Vize“ gebracht und an einem Offizierskurs hat er auch schon teilgenommen. — Vielleicht kann ers, wenn der Krieg gar nicht mehr aufhört, doch noch zum General bringen. — Die Vere hat sich jetzt auch wieder etwas beruhigt. — Sie hat sogar den bekannten Sträßburger Wachtmeister, der dem Kellenhof neulich einen dreitägigen Besuch zuteil werden ließ, nicht unböflich behandelt. — Bei diesem Mann hätte es aber auch nicht eingeschlagen, wenn sie ihm ihren Zorn hätte zeigen wollen, denn der hat eine solche Berliner Großschnauze, daß wir uns alle einfach ducken mußten. — Der Herr Wacht-

meister hat über unser Sach verfügt, wie wenn er Herr und Meister wäre. — Wie würde der erst im Feindeslande haufen — hab ich unwillkürlich denken müssen. — Der Kerl ist so vollgefressen, daß er beinahe plakt. Der muß noch viele Beven an der Hand haben, die ihm Lebensmittel zuschustern. — Wir haben — nach Verfluß der drei Tage — ernstlich Gott gedankt, daß wir diese Last los waren.

Unser Nolf war so müde und abgehunzt, als er heimkam, daß er drei Tage und drei Nächte fast nicht aus dem Schlaf herauskam. — Sie machen furchtbar mit da draußen in den Kampfstellungen. — Man muß sich nur wundern, daß sie die Überanstrengungen und Entbehrungen aushalten. — Ja — auseinandergegangen ist unser Jüngster bei diesem Hundeleben. Er ist breitschulterig und groß geworden und einen Bart hat er sich gepflanzt, wie ein Alter. — Meine Töchter haben aber keine Ruhe gegeben, bis er diese Mannes- und Soldatenzierde opferte. Und was ist geblieben: ein ziemlich tätiges Gesicht, aber das sei doch noch viel schöner, als so ein verrupfter Bart, behaupten die Mädchen. —

Dem Nolf sein dreiwöchiger Urlaub ist in die Zeit zwischen Heuet und Ernte hineingefallen. Da gehts auf unserem Hofe am ruhigsten zu. Das Kirschenspflücken ist die Hauptarbeit — Das ist kein schweres Geschäft. — Der Bub hat fleißig mitgeholfen. — So ein Schlud Kirschewasser sei im Feld eine große Wohltat; man sollte keine einzige Kirsch umkommen lassen, hat er gemeint. — Ich denke, die Mutter hat sich gemerkt, wo das hinaus wollte.

Der Bub war kaum recht fort, da kam in einer Winternacht der Jakob gestiefelt und gespornt an. Neun Tage und neun Nächte war er mit der Eisenbahn gefahren, bis er unsere Bahnstation erreichte. — Das war ihm nicht zu viel. — Ja — um ein paar Wochen Heimat geben sie alles daran, die armen Teufel, die man da draußen zu Tode heßt — für nichts und wieder nichts.

Der Außenkrieg scheint übrigens dem Ende nahe zu sein. Den Zar haben sie abgesetzt, ins Gefängnis gesteckt, dem muß es um seinen Kopf bange sein.

Das ist für uns günstig, daß wenigstens einer der Feinde zusammenbricht. Aber mit wem soll man Frieden schließen in einem Lande, in dem die Revolution tobt, in dem heute der und morgen ein anderer Herr und Meister ist.

Mein Sohn meint: jetzt könnten wir ganz Rußland erobern; aber was kann uns das nützen? Die Hauptsache wird sein, daß wir möglichst viel Truppen für die Westfront frei bringen. Dann können wir dort vielleicht doch einen Friedensschluß erzwingen, bevor

der Amerikaner kommt. Das wär ein wahrer Segen. — Aber meistens kommt es anders, als man denkt.

Der Jakob hat die ganzen drei Wochen seines Daseins so unverdrossen bei der Erntearbeit geholfen, als ob es ohne ihn nicht gehen würde. Er hat sich nicht abbringen lassen, so viel wir ihm auch Vorstellungen machten, daß er seinen Urlaub doch zum Ausruhen ausnützen sollte. Selbst Sonntags hat er mit seinen Schwestern Ausflüge gemacht, die hatten einen rechten Hochmut mit ihrem Dragoner, der sich das Eisene Kreuz erster Güte errungen hatte. — Ja — so ein junger Mensch hält viel aus. Ich glaube, daß der Krieg dem Jakob die Glieder noch gestählt hat.

Als der Severin heimkam, da wehte der Wind schon über die Haferstoppeln — es ging dem Herbst zu. — Der war inzwischen zu einer Kolonne verfezt worden und kam mit dieser an die Italienfront. — Die Deutschen müssen ja überall sein. — Wir sind alle erschrocken an dem schlechten Aussehen des Severin. Er hatte auch viel zu klagen über die mangelhafte Verpflegung. — Der große Mensch ist immer so arg an der Mutter gehängt. Das geht ihm heute noch nach. — Die Bebe hat ihn auch verwöhnt. — Sie hat ihm immer noch etwas besonderes zugesteckt, weil sie gemeint hat, er sei zu rasch gewachsen und habe deshalb nicht die rechte Kraft bekommen. — Er hat wirklich auch keine so eiserne Gesundheit wie der Jakob. Die besorgte Mutter hat nun auch nicht gelitten, daß er sich in seinem Urlaub an der Arbeit beteiligte. — Er durfte nur essen, schlafen und spazieren gehen und das hat bei dem armen Teufel gut angeschlagen. — Der Severin hat bis zu seiner Abreise ganz runde Backen bekommen. Da konnte man wieder sehen, was eine besorgte Mutter vermag.

Winter 1917/18.

Also noch einen Winterfeldzug müssen unsere armen Soldaten mitmachen. Ja — der Krieg kann kein Ende finden. Aus Gewinnen glaubt doch wohl bald niemand mehr. Aber fortgemacht wird unentwegt bis alles in die Brüche geht. — Man könnte wahrhaftig glauben, denen, die oben dran sind, müßte es rapeln.

Das Elend im Lande wird immer größer. Auf Rathaus kommen täglich armselige Weiber, die nach Unter- und Oberkleidern jammern. Ohne Hemden müssen sie jetzt herumlaufen und an Strümpfen und Schuhen fehlt es auch. — Da schreibt neulich noch so ein Rindvieh in der Zeitung: „Das deutsche Volk

läuft barfuß, aber es hält durch!“ — Ja — der Teufel laufe barfuß mitten im Winter. — Wenn das so weitergeht, muß schließlich das „durchhaltende“ deutsche Volk noch splinternackt herumlaufen.

Das Licht mangelt auf dem Lande fast überall. Wo nicht das Elektrische erstrahlt, leben die Menschen in Finsternis. — Es ist keine Kleinigkeit, die langen Winterabende lichtlos durchzubringen und es sind meistens keine zufriedenen Gedanken, die in der Finsternis ausgehedt werden. — Ein Volk, das friert



Selbst Sonntags hat er mit seinen Schwestern Ausflüge gemacht, die hatten einen rechten Hochmut mit ihrem Dragoner, der sich das Eisene Kreuz erster Güte errungen hatte.

und hungert und im Finsternen tappt, ein Volk, das jetzt auch noch seine nicht erwachsenen Buben hergeben muß, damit sie in die wahnsinnige Menschenschlacht geführt werden können, ein solches Volk muß am Ende seiner Geduld und seiner Kraft angelangt sein. — Das ist doch ein zu gewagtes Spiel, das im Namen des obersten Kriegsherrn mit einem Siebenzigmillionenstaat getrieben wird. — Daß das mehr wie Frevel ist, muß der einfachste Bauersmann einsehen.

Alles Heil sollen halt noch die Boote bringen. Da kann man jetzt täglich lange Listen lesen, was alles versenkt worden ist. Mich beelendet es geradezu, daß alles — auch rein alles hin sein muß, daß die völlige Zerstörungswut über die Menschen gekommen ist. — Da möchte man bald lieber ein Fisch auf dem Meeresgrund, als ein Mensch auf der Erde sein.

Wenn man unsere Siegesjubler hört, so ist bald das letzte Schiff der Welt von unseren Ubooten vernichtet. Dabei sind unsere Feinde trotz unserer Schädigungen, über die sie nicht mit der Wimper zuden, reichlich mit Nahrungsmitteln und mit Kriegsmaterial ausgerüstet, und die Blockade, die uns jede Zufuhr abschneidet, besteht unverändert weiter.

Der Luftkrieg hat sich zu einer ungeahnten Ausdehnung entwickelt. — Wir haben tapfere Luftstreiter, die unendlich viel und Großes leisten. Unsere Feinde sind uns in der Zahl der Flugzeuge überlegen. Da spielt schon der Amerikaner herein. Man liest auch schon von der Landung amerikanischer Truppen in französischen Häfen. — Die lassen sich durch unsere Uboote nicht schrecken.

Frühjahr 1918.

Den Russen und Rumänen haben wir jetzt den Frieden diktiert. Wirds auch halten? Jedenfalls werden wir für die von uns eroberten Gebiete eine große Besatzung dort lassen müssen, die der Westfront nicht zugute kommen wird. — Auch die Türkei erfordert immer noch neue Zugänge. — Ja — wir haben Bundesgenossen, daß Gott sich erbarme.

Man redet jetzt wieder von einer großen Frühjahrs-offensive im Westen. — Es ist des Blutvergießens immer noch nicht genug. — Es wird unseren Truppen kaum gelingen, die Mauer der Feinde zu durchbrechen und wenn das auch der Fall wäre, so ist damit der Sieg noch lange nicht errungen. Möge uns Gott behüten vor den Opfern, die ein neues, schweres Ringen fordern würde.

Die Flieger unserer Feinde machen jetzt auch Schwarzwaldbausflüge. Sie werfen ihre Bomben ziemlich wahllos ab. Ganz in der Nähe des Nelkenhofes ist eine mit heftigem Knall geplatzt und hat ein mächtiges Loch in den Grundsboden hineingerissen. —

Unsere Russen sind seit dem Friedensschluß auch ausläufig geworden. Sie wollen morgens später anfangen und abends früher aufhören. Und dann wollen sie regelrechten Lohn haben. Mit Geschenken wollen sie sich nicht mehr begnügen. — Ich glaube, daß sie uns bald durchbrennen werden. — Das größte Unglück ist das auch nicht.

Sommer 1918.

Man hört jetzt so unterschiedliches reden. Die einen sagen, die Reichsregierung und die Heeresverwaltung seien gar nicht mehr eines Sinnes. — Der Reichskanzler werde bald ausgedient haben, denn der Luden-

dorff weiche einem alten Professor um keinen Schritt. — Andere meinen: der Hertling gehöre abgesetzt, denn da müsse jetzt eine tüchtige jüngere Kraft hin, sonst bekämen wir ewig keinen Frieden.

Ich verstehe nicht viel von der hohen Politik, aber es will mir auch scheinen, daß der Kanzler wirklich zu alt sei, und daß er den Weg finden müßte, schleunigst zu verschwinden. — Es ist wahrhaftig nicht gut Kanzler sein und für einen alten Mann ist das schon gar kein Geschäft. Es wäre jedenfalls besser gewesen, der Hertling wäre in seinem hohen Alter von diesem Posten ferne geblieben.

Dem Ludendorff traue ich nicht über den Berg. — Der siegt mir zu viel. Der weiß sogar das Zurückweichen so zu bemänteln, daß man meinen könnte, es wäre der größte Erfolg.

Der Kaiser hält immer noch Reden. — Die Krupp'schen Beamten und Arbeiter hat er die Hände hochheben lassen. — „S' wird en Wert hol“ sagen hier die Menschen in solchen Fällen.

Es überkommt mich manchmal so furchtbar schwer. — Mir ist wieder gerade wie damals, als der Krieg verkündet wurde. — Die schwerste Prüfung wird wohl nicht mehr ferne sein. —

Spätherbst 1918.

Lieber ein Ende mit Schreden, als ein Schreden ohne Ende.

Wir mußten die Feinde um Gnade bitten! — Ein Sturm braust über das Land. — Alles Alte fällt! — Was wird erblühen aus den Ruinen? — — —

Die Ratten verlassen das untergehende Schiff. Der Jollernkönig und sein Kronprinz sind über die holländische Grenze entflohen. — Dazu gehört kein großer Heldennut. — Eine schwere, schwere Zeit wird über unser verblendetes, betörtes Volk hereinbrechen. — Die Forderungen der Sieger werden ins Unermeßliche gehen.

Die wahnwitzigen Machtgelüste eines Alleinherrschers haben ein friedliebendes, hochaufstrebendes Volk an den Rand des Abgrundes gebracht. Wird es nach all den furchtbaren Opfern an Gut und Blut, nach den überstandenen schweren Entbehrungen noch die Kraft haben, sich am Rande zu halten und wieder hochzukommen, oder wird es versinken in Nacht und Graus — ? —

Wo so viel gesunde Kraft aufgespeichert war, wie im deutschen Bauern, im deutschen Arbeiter, im deutschen Bürger, da darf man — auch im tiefsten Glend — die Hoffnung nicht ganz verlieren.

